

Pall Mall-Babylonier im deutschen Reich : oeffentliche Geheimnisse

Leipzig: Verlag von Reinhold Werther, 1885

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1867486482>

Druck Freier  Zugang



„Etwas ist faul im Staate!“

(Hamlet.)

Pall Mall-Babylonier

Preis 1 Mark

Öffentliche Geheimnisse

im deutschen Reich

LEIPZIG
VERLAG VON REINHOLD WERTHER
1885

59 A
1712

59 A 1712



Pall Mall-Babylonier.

Pall Mall-Babylonier

im deutschen Reich.

Oeffentliche Geheimnisse

von

* *
* *

„Etwas ist faul im Staate!“
(Hamlet.)

— 274 —

Leipzig,
Verlag von Reinhold Werther
1885.

59 A 1712

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Schwerin

~~~~~  
Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung vorbehalten.  
~~~~~




Was nennt ihr die Hefe des Volkes? —

Jene armen, entnervten, bleichwangigen Geschöpfe, die im täglichen Kampf um's Dasein, in endloser Noth und Entbehrung sich müde dahinschleppen, bis der Hunger oder die Lungenschwindsucht den siechen Körper erlöst? —

Ihr irrt! —

Bei diesen werdet ihr wohlrohe Wahrheiten, und wahre Rohheiten finden, nicht aber jene sittliche Verkommenheit, zu der allein der Dämon des Genusses das „Gottesebenbild“ entwürdigt.

Dort oben, wo „Gott Mammon“ thront, sucht dieses Dämons niedere Knechte. Sie allein, und jene, die ihrer Wollust feile Diener sind — nicht ihre jammernswerthen Opfer — sie

nennt die Hefe des Volkes!



I.

Die Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ und unser Standpunkt.

Nicht jene Ereignisse, die man „welterschütternd“ nennt, haben so die Gemüther in allen civilisirten Ländern erregt, wie die „Enthüllungen“, welche die „Pall Mall Gazette“ über den Mädchenschacher und die Unschuldsofferung in London zu machen an der Zeit hielt.

Die ganze Presse beeilte sich, diese „sensationellen“ Artikel nachzudrucken oder doch wenigstens im Auszuge wiederzugeben und vor allem zögerte sie nicht, mit der Kritik jener Zustände ihrer publizistischen Pflicht zu genügen.

„Seine-Babel“ ist durch das „Themse-Babylon“ in den Schatten gestellt! — frohlockten schadenfroh die Franzosen, dem puritanischen England die Lection gönnend, die ihnen ein Organ ihrer eignen Presse bereitet hatte.

— „Ist auch bei uns so etwas möglich?“ fragten deutsche Blätter und verkündeten alsbald, dass die „Enthüllungen“ nicht nur im englischen Parlament gelegentlich

der zweiten Lesung des Gesetzes zum Schutze der weiblichen Jugend eine ernste Debatte hervorgerufen und geeignete Beschlüsse der Legislative gezeitigt, sondern, dass auch die Polizeiorgane unserer Reichshauptstadt Anregung empfangen haben, dem auf den Continent herüberreichenden Handel mit englischen Mädchen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Leider sind wir nicht in der Lage, diese ernste, von der deutschen Presse mehrfach aufgeworfene Frage: „Ist auch bei uns so etwas möglich?“ zu verneinen. Jene von der „Pall Mall Gazette“ charakterisirten Zustände sind in der That nicht nur typisch für London, sie sind es — wie genugsam bekannte That-sachen beweisen — für die ganze — es fällt uns schwer zu sagen — civilisirte Welt. Sie sind es darum nicht minder für Deutschland und seine Reichshauptstadt.

Das Laster ist eben international und schlecht stünde es uns an, pharisäisch an unsere Brust zu schlagen und Gott zu danken, dass wir nicht sind — wie diese!

Nun aber, da die öffentliche Meinung einmal angerufen ist, ist es auch nothwendig, dass diesen entsetzlichen und grauenhaften Zuständen, die den Ehrenschild unserer Cultur mit Rost zu überziehen und zu zerfressen drohen, ein Ende bereitet werde — soweit es eben menschlicher Unvollkommenheit möglich sein wird. „Das Eisen muss geschmiedet werden, so lange es warm ist“ und das dies geschehe und insbesondere bei uns geschehe, rufen auch wir die Oeffentlichkeit an.

Zwar, man hat von Seiten jener, denen unsere Zeit etwas zu materialistisch geworden ist und die nicht begreifen wollen, dass ein gesunder Realismus die beste Kur für den krankhaft gewordenen Idealismus ist, die

Frage aufgeworfen: ob es auch wohlanständig sei, solche Dinge coram populo zu behandeln?

Wir wollen mit diesen Herren an dieser Stelle nicht streiten, aber wir wollen doch den eignen Standpunkt kennzeichnen und bitten, dass man uns darnach auch beurteilen möge.

Wir sind allerdings der Meinung, dass das „Pall Mall-Thema“ so öffentlich als möglich behandelt werden muss, dass diese Zustände so scharf als möglich gebrandmarkt werden müssen, damit sie auch das Ohr derer erreichen, die dem Dämon des Genusses verfallen sind, jener Wollustgreise, die die „Pall Mall Gazette“ „Moderne Mino-taure“ nennt.

Wir fassen dies sogar als eine Pflicht der politischen Presse auf, da wir uns nicht zu der Ansicht zu bekehren vermögen, dass die Organe der „sechsten Grossmacht“ den Jugendschriften beizuzählen sind und wir sind endlich der Meinung, dass der Publizist sich nicht mit der Welt zu beschäftigen hat wie sie sein könnte, sondern wie sie ist, dass er, gleich dem Arzte, selbst vor dem ekelsten Geschwür unserer Gesellschaft nicht zurückschrecken darf, sondern energisch die Sonde hineingraben muss, damit, wenn auch eine Gesundung nicht erreicht, so doch angebahnt werde.

Wir scheuen uns deshalb nicht, die öffentliche Meinung anzurufen, wenn wir auch wissen, dass sie leider nur ein Strohfeuer ist, dem immer neue Nahrung hingeworfen werden muss, soll es nicht verlöschen. Doch auch dies soll uns nicht davon zurückhalten unsere Pflicht zu thun. Wir thun es in der Hoffnung, nicht allein zu bleiben. Die Erkenntniss wird und muss sich Bahn brechen, dass alle jene Fragen, deren Discussion die

soziale Bewegung unserer Zeit auf die Tagesordnung gesetzt hat, zurücktreten müssen, vor der einen, vor der Frage ob im deutschen Reich das Heiligthum der Familie noch ferner entweiht werden darf, ob sie noch mehr zerrüttet werden soll durch die ekle Pest der Prostitution.

Wir wissen, dass sie entsetzlich wüthet, dass sie Tag für Tag neue Opfer ergreift, immer mächtiger sich ausbreitet und dennoch rafften wir uns nicht auf, das Uebel, das wir uns selbstbetrübend, ein nothwendiges nennen, an der Wurzel anzugreifen.

Mag es ein nothwendiges sein, so ist es dennoch nicht nothwendig, dass es die Familie vergiftet. Verbrecher hält man fest, Irrsinnige bewahrt man, das Laster lässt man frei. Werden wir nicht endlich den Muth finden, auch ihm gründlich zu begegnen?

II.

Noch einmal die „Pall Mall Gazette.“

Ehe wir uns unserem eigentlichen Thema zuwenden, wollen wir uns noch mit den Enthüllungen der „Pall Mall-Gazette“ selbst beschäftigen.

Vorausschicken wollen wir da das Urtheil, das der Londoner Correspondent der freikonservativen „Post“ in seinem Blatte abgibt. Wir thun dies, weil man in letzter Zeit die Artikel des englischen Blattes als — berüchtigte — zu bezeichnen beginnt, nicht lange und sobald der Prozess, der gegenwärtig vor dem Polizeigerichte in Bow Street gegen die Kupplerin Rebecca Iarrat, die es übernommen hatte dem Chefredacteur der Pall Mall, Mr. Stead, ein dreizehnjähriges Mädchen zu unsittlichen Zwecken zu liefern, ausgespielt sein wird, wird man sie entstellte, übertriebene, leichtfertige u. s. w. nennen, wird sagen, dass hinter dem „Pall Mallgeschrei“ wenig „Wolle“ stecke und der alte Schlendrian wird wiederkehren, der entsetzliche Handel wird frecher als

zuvor getrieben werden. Die „dumme Geschichte“ wird ja bald vertuscht sein! —

Es ist nothwendig dem vorzubeugen, weil, mögen die „Pall Mallartikel“ nun aus Motiven entstanden sein aus welchen sie wollen, sie dennoch die traurigste Wahrheit enthüllen.

Der erwähnte Correspondent schreibt:

„Das englische Volk ist weder besser noch schlechter als andere Völker, aber es hat einen entsetzlichen Fehler, der stark gegen dasselbe einnimmt, den der Heuchelei. Die Engländer sind Menschen wie alle übrigen und sündigen gewiss nicht weniger als andere, trotzdem aber möchten sie sich den Anschein geben, als ob dies nicht der Fall wäre, und um ein so thörichtes Verfahren aufrecht erhalten zu können, spielen sie den Tartüffe und machen die Sache dadurch nur um so schlimmer. Aber sie, wenigstens die Mehrzahl von ihnen, sehen dies nicht ein und halten hinter ihrer Maske ihren Nachbarn Vorlesungen und verlangen von ihnen, sie möchten sich so benehmen wie die Engländer. Es ist dies zum Uebelwerden, denn für jedermann der die Verhältnisse kennt, giebt es keine moralisch mehr vergiftete Stadt als London. Die Polizei- und Gerichtsakten keines andern Landes können sich, was Ehescheidungssachen und Polizeivergehen anbetrifft, mit denen Englands messen, und es ist lächerlich, wenn nicht geradezu widerlich, diese Menschen, welche die Werke Zolas und dessen Schule ebenso wie die schmutzigsten bildlichen Darstellungen am meisten kaufen, zu hören, wie sie über die Franzosen und alle andern Nationen wegen deren moralischer Verworfenheit und Ermuthigung von Lasten jeder Art schimpfen.“

Man wird dieses gewiss unbeeinflusste Zeugniß wohl mit Recht ein vollgültiges nennen können und der „Pall Mall Gazette“ zugestehen, dass sie darnach nicht zu viel gesagt hat.

Der Pariser „Tems“ begleitet die „Pall Mall Artikel“ mit einigen Worten, die an dieser Stelle ebenfalls von Interesse sein dürften, weil sie zum grössten Theil die

Meinung decken, die das Ausland über die Enthüllungen gefällt hat. Er sagt:

„Noch nie haben die unternehmenden Verleger der „Pall Mall Gazette“ einen so wuchtigen Streich geführt gegen einen Uebelstand, als durch die Veröffentlichung der Resultate ihrer Untersuchung, welche ganz England so zu sagen erschüttert hat. Es sei uns jedoch erlaubt, zu sagen, dass man einen falschen Weg eingeschlagen hat. Um zur Ausrottung eines Uebels zu kommen, genügt es nicht, auf dessen Ausbreitung hinzuweisen, sondern man muss auch zu gleicher Zeit die Mittel angeben, wodurch eine Genesung möglich sein würde. Was im allgemeinen fehlt, ist nicht die Wissenschaft der Leiden und Gefahren; man kennt deren Bestehen, man muthmasst deren Verbreitung!! Der wahre Reformator ist nicht der, welcher zu der Gesellschaft sagt: du bist krank, sondern der, welcher zu gleicher Zeit auf klare und deutliche Weise die Mittel zur Genesung angiebt.“

Dieser letztere Vorwurf trifft die „Pall Mall Gazette“ nicht ganz. Sie hat in der That den Rath des „Temps“ befolgt ehe sie ihn kannte, nur nicht genügend hat sie ihn befolgt und ist dagegen in den Fehler verfallen, ihre „Enthüllungen“ so behaglich breit zu treten, wie es der thut, dem mehr daran gelegen scheint „Sensation zu erregen“ als Mittel und Wege anzugeben, wie einem Uebel gesteuert werden kann.

Die Schuld an den Zuständen selbst bürdet die „Pall Mall Gazette, zum Theil der Familie auf, indem sie, mit einigem Recht, sagt:

„Es ist einer der grössten Skandale der protestantischen Erziehung, dass es den Eltern erlaubt ist, ihre Kinder in vollständiger Unwissenheit über die einfachsten Thatsachen der Physiologie, ja sogar über die elementarste Auffassung der Natur sexueller Moral zu lassen. Katholische Kinder sind weit besser erzogen; und wie es auch in andern Ländern sein mag, die Keuschheit katholischer Kinder ist weit grösser (?) als die der Protestanten unter denselben socialen Verhältnissen. Noch mehr als der skandalöse Gesetzeszustand,

trägt die strafwürdige Unterlassung der Mütter, ihren Töchtern die Wirklichkeiten und Gefahren ihres Daseins zu erklären, dazu bei, die Londoner Bordelle zu füllen.“

In der That liegt in einer Erziehung, die das Kind darüber nicht im Zweifel lässt, welche Gefahren ihm drohen, ein besseres Mittel diesen zu begegnen, als in einer solchen, die ängstlich meidet über sexuelle Dinge Aufklärung zu geben.

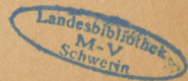
Es liegt leider Gottes in der Prüderie unserer Zeit, dass man dem letzteren System weit mehr huldigt als dem ersteren. Doch in diesen Worten des Vorwurfs vergisst die gute Pall Mall, dass man einem dem Verhungern nahen Armen mit dem Rath, sich Brod zu kaufen, wenig nützt. Woher sollen die Kinder, die freiwillig oder unfreiwillig für die Prostitution erzogen werden, die sie schützende Erziehung erhalten? „Erziehen“ kann sich eben — trotz des allgemeinen Schulzwanges, der so lange ungerecht ist, als nicht zugleich der unentgeltliche Unterricht gewährt wird — nur der lassen, dem die Mittel dazu zu Gebote stehen.

Noch negativer ist der Besserungsvorschlag, den die Pall Mall in dem der englischen Polizei, die sie der Bestechlichkeit in hohem Grade beschuldigt, gewidmeten Capitel macht. Sie sagt da:

„Eines Mädchens Unterhalt ruht in des Polizeidieners Hand und dieser weiss in vielen Fällen die Gelegenheit zu benutzen. Die Macht des Mannes in Uniform über die Dirnen, die in ihrem eigenen Geschlechte keine Freundinnen besitzen, nur um ein Jota zu vergrössern, ist gegen alle Freiheit und Gerechtigkeit und diese Machterhöhung dürfte nicht zu entschuldigen sein durch den Widerwillen gegen die Lastermärkte und durch den heiligen Schrecken beim Anblick der Dirnen in den Strassen.“

Wir gehören ebensowenig, wie die „Pall Mall Gazette“, zu denjenigen, die in Ansicht irgend eines Uebelstandes nach Polizei schreien. Mit der Polizei kann man die Dirnen von den Strassen treiben, aber das Uebel auszurotten, dazu bedarf es anderer Mittel.

Auch die Gesetzgebung allein, von der die „Pall Mall Gazette“ erwartet, dass sie die „gesetzliche Schonzeit“ der Mädchen von 14 auf 16 Jahre ausdehne, wird nicht im Stande sein, dem Uebel zu steuern, wenn sie auch vieles dazu beitragen kann, eine Besserung anzubahnen. So lange man nicht den Muth findet, die der Prostitution gegenüber bis jetzt befolgte „Politik des Vogel Strauss“ aufzugeben, solange wird und kann es nicht besser werden. Dem Uebel an die Wurzel! Das sei in Zukunft die Parole, dann wird man auch „im Lande der Dichter und Denker“ Mittel und Wege finden, die geeignet sind zum Ziele zu führen. Einem ernsten Willen wird das Vollbringen nicht fehlen.



III.

Der Mädchenschutz in Deutschland.

Es herrscht im Allgemeinen in Deutschland die Anschauung, dass die Prostitution von Personen unter 16 Jahren nicht geübt werden darf. Diese Anschauung ist verkehrt; im Wesentlichen herrschen bei uns fast dieselben gesetzlichen Bestimmungen wie in England.

Ein Blick in unser Reichsstrafgesetzbuch wird dies lehren, dessen §§ 176, 179 und 182 für unsere Frage zumeist in Betracht kommen.

§ 176 sagt:

„Mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren wird bestraft, wer
3) mit Personen unter vierzehn Jahren unzüchtige Handlungen vornimmt oder dieselben zur Verübung oder Duldung unzüchtiger Handlungen verleitet.“

§ 182 dagegen, den man im Allgemeinen bei uns im Auge hat, lautet:

„Wer ein unbescholtenes Mädchen, welches das sechszehnte Lebensjahr nicht vollendet hat, zum Beischlaf verführt, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag der Eltern oder des Vormundes der Verführten ein.“

Daraus ist ersichtlich, dass ein Kind von 14 Jahren

in Deutschland sich prostituiren kann. Der § 176 setzt eben die Freiwilligkeit voraus, während § 182 gewissermassen ergänzend das Alter von 14 und 15 Jahren vor dem Verführtwerden beschützt, darüber hinaus aber jede Verführung eines Mädchens dem Manne freistellt, wenn er es versteht, die Klippen des § 179 geschickt zu umschiffen.

Wir wollen auch diese Bestimmung citiren, damit unsere Leser vollständig unterrichtet sind.

§ 179 sagt:

„Wer eine Frauensperson zur Gestattung des Beischlafs dadurch verleitet, dass er eine Trauung vorspiegelt, oder einen andern Irrthum in ihr erregt oder benutzt, in welchem sie den Beischlaf für einen ehelichen hielt, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.“

Nachdem, was die „Pall Mall Gazette“ enthüllte, und im Angesichte des Umstandes, dass unsere sittlichen Zustände nicht viel bessere sind — den Beweis dafür werden wir nicht schuldig bleiben — stehen wir nicht an, auszusprechen, dass auch unsere Gesetzgebung nicht ausreicht, den Uebelständen entgegen zu treten.

Nehmen wir den § 176. Er lässt zu, dass ein 14-jähriges Mädchen sich freiwillig der Prostitution anheim giebt. Die „Pall Mall Gazette“ fordert nichts weiter als diese Altersgrenze, die auch in England besteht, weiter hinaufzurücken. Es fällt in der That auch schwer zu glauben, dass ein Kind von 14 Jahren genug Einsehen besitzen sollte, um zu wissen, was es opfert, wenn es sich fremder Wollust preisgiebt.

Freiwillig wird dies ein Kind dieses Alters niemals

thun, wenn nicht Umstände auf es eingewirkt haben, denen zu widerstehen es nicht die Kraft besas.

Eine Aenderung unserer gesetzlichen Bestimmungen nach dieser Richtung hin wird unzweifelhaft schon vieles besser werden lassen, erkennt doch auch die „Pall Mall Gazette“ an, dass die gesetzliche Altersgrenze in nur seltenen Fällen nicht respektirt wird.

§ 182 hat unseres Erachtens nur den einen Fehler, dass eine Verfolgung auf Grund seiner Bestimmungen nur dann eintritt, wenn ein Antrag der Eltern bzw. des Vormundes dies fordert. Er würde schärfer wirken, wenn das Antragsrecht nicht auf Eltern und Vormünder beschränkt bliebe, die ihrer Pflicht nur all zu oft nicht genügen wenn — das Geschäft rentabel ist.

Durch die Fixirung der Schutzfrist auf das vollendete 15 Lebensjahr würde übrigens § 182 vollständig überflüssig werden.

Im Uebrigen aber würde sich die Aufnahme des Artikel 340 des „Code Napoleon“: „La recherche de la paternité est interdite“*) in unser bürgerliches Gesetzbuch empfehlen. Je mehr man die eigne Verantwortlichkeit des einzelnen Individuums erhöht, desto eher darf man überzeugt sein, dass das Bewusstsein derselben sich geltend machen wird.

Soweit dies. Die Kehrseite der Medaille: Der Schutz des Mannes — wir meinen den vor dem „Sittlichkeitsattentat“ — soll an späterer Stelle eine Erörterung finden.

*) Die Erforschung der Vaterschaft ist untersagt.

IV.

Babylon in Deutschland.

Wir haben im Vorhergehenden die Behauptung aufgestellt, dass die Unsittlichkeit in Deutschland der Londoner nicht viel nachgiebt und die Beweise dafür versprochen. Hier sind sie!

Die nachstehende Geschichte könnten wir die eines Kindes nennen. Für ihre Wahrheit besitzen wir die Bürgschaft eines angesehenen Mannes der Reichshauptstadt, der den leitenden Kreisen ziemlich nahe steht. Sie ist eine derjenigen, die man unter die Rubrik der „alltäglichen“ stellen kann, eine von den tausenden, die das Elend der Zeit gebiert.

„Sie wissen“, so erzählte mir mein Gewährsmann, „dass ich sehr häufig Veranlassung habe jenen Theil der Leipziger- und Friedrichsstrasse zu passiren, den die sämtlichen Pflastertreter der Residenz mit Vorliebe aufzusuchen pflegen.

Vor nicht all zu langer Zeit fiel mir da, unweit der Behrenstrasse, ein Mädchen im Alter von kaum 9 Jahren auf, deren ganzes Aeussere darauf berechnet schien,

2*

Aufmerksamkeit zu erwecken. Nicht, dass sie aussergewöhnlich oder auffallend gekleidet gewesen wäre, im Gegentheil, man konnte ihren Anzug dürftig nennen. Und doch hatte sie etwas an sich, das die Blicke Aller auf sie zog. In ihrem ganzen Gebahren, ihrem Lachen und in der eigenen Anordnung ihres Haares lag etwas von dem Stigma der Prostituirten.

Das Alter des Mädchens stand in einem so auffallenden Gegensatz zu dem Gewerbe, welches es vermuthen lies, dass ich unwillkürlich zur weiteren Beobachtung gezwungen wurde. Es währte auch nicht lange, so sah ich diesen und jenen der vorübergehenden älteren Herren ein flüchtiges Wort mit der Kleinen wechseln das diese in der Regel mit einem etwas gezwungenen Lachen begleitete. Einige Augenblicke später stand wieder ein Herr neben ihr, dessen feiste Backen und leicht geröthete Wangen den „Priester des Genusses“ erkennen liessen. Nur wenige, leise gewechselte Worte und beide schienen sich zu verstehen. Der Herr winkte einem in der Nähe haltenden Landauer, der auch sogleich herangefahren kam um Beide aufzunehmen.

Ich weis nicht was mich bewog hinzuzuspringen, meine Hand auf die Schulter des Kindes zu legen, und sie zurückzuhalten. Es zitterte wie eine Ertappte und ihr Begleiter fand nicht den Muth mein Thun zu unterbrechen. Er gab dem Kutscher hastig eine Adresse, empfahl ihm schnellstes Fahren und jagte davon.

Erst später bedauerte ich, dass ich den interessanten Herrn nicht fest gehalten, er hätte in der That verdient etwas näher angesehen zu werden. Doch, das war leider zu spät und, um kein Aufsehen zu erregen winkte ich ebenfalls einen Wagen herbei, liess mir von dem immer

noch zitternd vor mir stehenden Kinde die Adresse der Mutter geben und veranlasste es einzusteigen.

„Was wollte der Herr von Dir, mein Kind?“ wandte ich mich an die neben mir Sitzende.

„Er wollte mir etwas schenken,“ erwiderte sie leise.

„Wofür?“

Sie schwieg, zu Boden blickend.

„Wie kommst Du denn dazu Dir von dem Herrn Geld geben zu lassen?“

„Ich muss es nach Hause bringen!“

„Wen hast Du denn zu Hause?“

„Meine Mutter!“

„Was ist Deine Mutter?“

„Sie wäscht für Herren, aber sie kann jetzt nichts verdienen, sie liegt krank und da müssen wir auf die Strasse gehen.“

„Wir? — Hast Du noch Schwestern?“

„Noch eine!“

„Und ist sie älter als Du?“

„Vierzehn Jahr!“

„Vierzehn Jahr?“

„Ja, sie ist es im April geworden und sie verdient viel Geld mit Herren.“

„So! — Und hast Du keinen Vater?“

„O ja! aber der ist schon lange fort?“

„Ist er todt?“

„Nein, Mutter sagt er habe uns allein gelassen, und wir wissen nicht wo er ist!“

„Und wenn Du nun kein Geld verdienst?“

„Ich muss Geld verdienen Herr!“

„Du musst!“ — Die Art und Weise wie das Kind dies: ich muss! betonte sagte mehr als die lange Erzählung,

die sie mir vielleicht von dem Elend hätte geben können, das sie drückte. Und doch — wozu gebrauchte man dies Kind, wofür bezahlte man es. Wenn ich mir auch die Antwort denken konnte, ich wollte Gewissheit haben.

„Nun gut, mein Kind, Du sollst Geld haben“ — ich drückte ihr einen Thaler in die Hand — „aber noch eins: Was verlangen denn die Herrn von Dir?“

Statt eine Antwort auf meine Frage zu geben, sprang das Kind von seinem Sitze, beugte sich hernieder und würde mir im nächsten Augenblick ad oculos demonstriert haben, welches entsetzliche Gewerbe es treibt, wenn ich ihr nicht noch rechtzeitig gewehrt hätte.

Ich hatte genug erfahren und mittlerweile war unser Ziel, die K . . . strasse erreicht. Ich versicherte mich noch, dass sie mir Namen und Wohnung richtig genannt und beschloss, in den nächsten Tagen die Sache weiter zu verfolgen.

„Und haben Sie das gethan?“

„Leider, zu spät! — Eine Geschäftsreise, die mich wenige Tage darauf, mehrere Wochen von Berlin abwesend sein liess, entzog mir die Möglichkeit und als ich dann das Haus aufsuchte waren die Vögel ausgeflogen. Man bestätigte mir nur, dass eine Frau L . . . mit ihren beiden Kindern dort gewohnt habe, wohin sie verzogen sei, wusste man nicht zu sagen und auch auf dem Polizeibureau konnte man mir darüber keine Auskunft geben, dort stand die alte Wohnung noch notirt.

Wer des Beweises noch bedarf, dass es auch bei uns „Mütter“ giebt, die, des täglichen Brodes willen, die eignen Kinder zur Unzucht anhalten, der hat ihn hier, und in unserer Kenntniss steht selbst dieser haarsträubende

Fall nicht allein. In der Z . . . strasse, im Hause eines der bekanntesten Berliner Restaurants, wohnt in erster Etage auf das Eleganteste eingerichtet und in vornehmstem Style eine Frau H . . . mit ihren beiden Töchtern, Mädchen von 14 und 16 Jahren. Nur die Rouës der besten Gesellschaft finden dort Zutritt, und die Auswahl steht ihnen unter den dreien frei. Dazu noch das Eine — das Kind von 14 Jahren war bereits — Mutter!

— — — — —

Eine andere Geschichte, deren Wahrheit wir nicht minder verbürgen können, mag hier Platz finden; sie ist charakteristisch dafür, unter welcher Maske die Mädchenverführung getrieben wird.

Wem sind beim Studium des Inseratenteils der Tagesblätter noch nicht Anzeigen begegnet, die ungefähr folgenden Inhaltes sind:

„Ein junges Mädchen aus guter Familie, Waise, dem die Mittel zu ihrer weiteren künstlerischen Ausbildung fehlen, bittet um die Protektion und Unterstützung edler Kunstfreunde.“

— — — — —

Es war ein frisches junges Ding, die mit meiner Schwester zusammen das Conservatorium zu Leipzig besuchte — Lenchen R . . . — Sie verkehrte öfter in unserem Hause und da sangen und lachten die beiden mit einander, wie fröhliche Kinder, die da meinen, das Dasein könne ihnen nicht anders als in ewig ungetrübter Freude dahin fließen.

Wer in ihre offenen gutmüthigen und doch von einem kleinen Schelm besessenen Augen blickte, die aus einem zartgeformten, von milder Rosengluth durchwebten Gesichtchen neckisch hervorblitzten, und wer sie sah, wenn die glitzernden Strahlen der Sonne ihren

Scheitel trafen und die wilden Locken im feurigsten Gold erglänzten, der mochte die Augen nicht wieder von der lieblichen Erscheinung wenden, die in alle Herzen sich hineinzauberte.

Das arme Ding!

Ich ging just an dem Hause einer jener Strassen vorüber, die, Promenaden gleich, mit herrlichen Linden bepflanzt, Garten an Garten an einanderreichte, aus denen hie und da, in völliger Abgeschlossenheit eine Villa hervorlugte. Das Haus lag, entgegen den andern, hart an der Strassenfront. Die mächtige, eichengeschnitzte Thür, von prächtigen, in Sandstein ausgeführten Ornamenten umrahmt, erregte meine Bewunderung, sodass ich, der ich ziellos umherwanderte, stehen blieb, um die herrliche Arbeit zu bewundern.

Plötzlich öffnet sich der rechte Flügel, ich erblicke ein purpur erglühendes Gesicht, eine zitternde Gestalt, die in fliehender Hast die Granitstufen herabeilt, dann, wie von einer Augenblicksidee gebannt, sich umwendet, die Hände in den Falten des Kleides vergräbt, eine grüne seidene Börse hervorziehend, die sie weit hinein in das Haus schleudert, dessen Thür, wie von mechanischer Kraft gelenkt, eben wieder in das Schloss zu schlagen drohte.

Ein Klirren, Rollen und Tönen jenes eigenen, bestrickenden Klanges, wie ihn nur das Gold zu geben pflegt, ein Schrei, dessen Gellen ich nie vergessen werde und ich stand erschüttert neben einer Ohnmächtigen, die regungslos zu meinen Füßen lag.

Ich beugte mich zu ihr hernieder und sah in ein wie von einem Zauberschlag wachsbleich gefärbtes Gesicht . . . „Lenchen! — Um Gotteswillen!“ — Wie kam

sie hierher, was hatte sie hier auf die Strasse getrieben und so gewaltig getroffen, dass der junge Körper nicht fähig war, sich aufrecht zu erhalten, dass der Schwindel ihr Gehirn im Wirbel trieb, der Blick die Augen umflorte und die Glieder erstarren liess.

Ich blickte um mich. Niemand auf der ganzen Strasse, nur eine Equipage rollte weiter unten davon, doch im Hause selbst schien der Vorgang nicht unbeachtet geblieben. Ein glattrasirter, feister Dienerschädel blickte aus dem Parterre hinter einer Gardine hervor, wandte sich ab, erschien wieder, wie, als wenn sein Inhaber im Zweifel wäre, ob er die Ohnmächtigen liegen lassen oder zu Hilfe eilen sollte.

„Lenchen!“

Ich fasste sie unter den Armen und hob sie langsam empor. „Lenchen!“ —

Und langsam hoben sich die verschleierten Lider; langsam richtete sie die Augen auf mich, um plötzlich wieder herabzublicken, während wiederum ihre Wangen im tiefsten Purpur glühten.

„Um Gotteswillen Lenchen, was ist Ihnen geschehen? Reden Sie, reden Sie doch!“

Sie schien nicht fähig mir ein Wort zu sagen, aber ihre Brust hob und senkte sich so schnell, als wolle sie zerspringen und ihr Arm, den ich in den meinigen gelegt, drang von der Stelle, so heftig, dass ich von der eben noch so Widerstandslosen fast vorwärts geschoben wurde.

„Fort, fort!“

Ich folgte ihr willig, sie fester an mich ziehend, die immer noch um Fassung kämpfte und doch so mit mir dahin eilte, als brenne ihr der Boden unter den Füßen.

Erst als wir den nahen Stadtpark erreicht hatten, begann ihre Erregung langsam zu schwinden. Aber auch jetzt öffnete sie die Lippen nicht, vielmehr brach sie, als ich sie sanft auf eine von dichtem Gesträuch umgebene Bank gedrückt, in ein lautes Schluchzen und Weinen aus, ihr Leid in Thränen lösend! —

„Was ist Ihnen geschehen, Lenchen“, fragte ich sie wieder, mich zu ihr niederbeugend und so ruhig, als ich es imstande war.

„Ich“ — und wieder erstickte ein Thränenstrom ihre Stimme — „kann es Ihnen nicht sagen und wenn auch — sie können mir nicht mehr helfen — es ist — zu spät — zu spät!“ —

Unter heftigen Schluchzen brachte sie die wenigen Worte mühsam hervor und doch sagten sie mir alles, was sie sagen konnten. Wie konnte ich auch von ihr verlangen, dass sie mir mittheilte, was das Herz ihr drückte und was doch kaum errathen zu werden brauchte.

„Lenchen!“

Sie wagte es mich schüchtern anzublicken. „Verzeihen Sie, dass ich in Sie dringe, aber das Entsetzliche, das ich ahne, lässt mich so wenig wie sie zur Ruhe kommen und wenn ich richtig vermute: Soll der Schurke, der Ihr Dasein vergiftet, Ihr Glück zerstört, der Ihre — Ehre vernichtet hat, soll dieser Schurke straflos bleiben?“

Sie sah mich lange, lange an, als fasse sie die Worte nicht, die ich zu ihr gesprochen, aber allmählich begann der Sinn ihr klar zu werden und je mehr dies geschah, desto entsetzter wurde ihr Blick.

Die Antwort war — unausgesprochen deutlich — So sah ein armes gebrochenes Menschenkind aus, das

man noch weiter hetzen wollte, als es schon gehetzt, ein Menschenkind, das keine andere Rettung kennt, als — den Tod. In demselben Augenblick, wo einem Schurken die verdiente Strafe wurde, wäre auch ihre Vernichtung eine vollständige gewesen. Noch wusste ja ihr Elend nur sie selbst und ihr Verführer. Sollte ich, den der Zufall Zeuge werden liess, sie ganz vernichten, sollte ich vor aller Welt ausschreien, dass ihr das Höchste, ihre Ehre teuflisch geraubt war? Nein! Aber hin zu ihm, ihn vor die Klinge fordern, das konnte ich und das sollte geschehen.

Langsam schritten wir weiter. Ein Wagen begegnete uns, ich rief ihn an und bald hatte ich die Aermste zu dem Haus geleitet, in dessen dritter Etage sie ein bescheidenes Stübchen bewohnte. Sie wollte allein sein und erst als ich ihr versprochen, meine Schwester heute nicht zu ihr zu schicken, entliess sie mich.

Was noch zu erzählen ist, ist bald gesagt. Meine Schwester traf die Unglückliche am anderen Tag bereits in einem Zustande, der ein schlimmes Nervenfieber erwarten liess. So kam es auch, und in ihren wilden Phantasien sagte sie, was sie mir verschwiegen und was ich doch richtig geahnt hatte. Zudem brachte uns ein Brief auf die Spur, den wir in ihrer Tasche fanden.

Mit dem Tod ihrer alten Tante, die von einer Pension gerade soviel erübrigte als Lenchens Ausbildung erforderte, ward ihr die Möglichkeit benommen, weiter zu studiren. Sie hatte so oft in der Zeitung gelesen, dass es „edle“ Menschen giebt, die arme Menschenkinder unterstützen, wie konnte sie daran zweifeln, dass es wirklich der Edelmuth war, der dieser Leute Thun

leitete. So kam sie „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege“ in das vornehme Haus. Dort bethörte man sie mit freundlichen Worten und blendete sie mit Gold. Und der feurige Dank ihrer offenen Seele, er ward als ein Zugeständniss angenommen den eklen Lüsten eines Verkommenen zu dienen. Was half ihr das Bitten und Flehen, das Schreien und Toben, es verhallte ungehört in den üppigen Räumen. Zu spät erkannte sie, dass es die Höhle einer Menschenbestie war, in die sie gerathen und ihre schwache Kraft war — ach nur zu bald — gebrochen!

— — — — —

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Herrn von Z . . . Wie ich erfuhr war der Adel des Herrn recht neuen Datums. Der verstorbene Vater Commerzienrath hatte ihn sich gekauft — das kann man ja heutzutage und so ist er denn auch darnach. — Das Söhnchen mochte eine Ahnung davon haben, was mein Besuch ihm brachte und so liess es sich feig verleugnen. Einen Tag später war der Herr abgereist. Wohin? — Unbekannt! Auf wie lange — noch unbekannter! Ich habe nie das Vergnügen gehabt ihn zu erreichen. Nach vier Wochen stand Lenchen vom Krankenlager auf. Das Fieber hatte es nicht vermocht ihren jungen Körper zu zerstören. Der Tod wäre ihr willkommen gewesen, er hätte sie erlöst von einem elenden Dasein, aber auch er gehört zu den Herzlosen, er meidet grausam, die ihn suchen.

— — — — —

V.

Mädchenhandel und Prostitution in Berlin.

Die „kleinen Geschichten aus der grossen Stadt“, die wir im vorigen Capitel erzählten zu einem starken Bande zu vermehren fehlt es an „Stoff“ nicht. Wir wollen jedoch nur solche hier wiedergeben, die besonders charakteristisch dafür sind „wie es gemacht wird.“ Dazu mag auch die folgende eines „Mädchens aus der Provinz“ hier Platz finden:

Ich befand mich in einem jener Vergnügungslokale, der Reichshauptstadt die notorisch von Prostituirten besucht werden. Bald fiel mir ein frisches junges Mädchen auf, deren ganzes Aeussere im Widerspruch mit ihrer Umgebung stand. Sie sass zufällig allein an einem Tisch, an dem eine grössere Gesellschaft Platz genommen zu haben schien und ich konnte mir es nicht versagen zu ihr heranzutreten und ihr mit wenig Worten Aufklärung zu geben, wo sie sich befinde.

Das Mädchen sah bestürzt zu mir auf. „Eine Freundin habe sie mit hierher genommen, um ihr Berlin zu zeigen, sie sei aus D . . ., ihr Vater sei dort Baumeister,

der Vater ihrer Freundin habe lange bei ihm gearbeitet, sei später nach Berlin übergesiedelt, mit dem Mädchen zusammen sei sie zur Schule gegangen, habe bis jetzt mit ihr in Briefwechsel gestanden, sie habe oft darum gebeten, sie zu besuchen und so haben die Eltern ihr denn den Wunsch erfüllt, Berlin zu sehen.“

Das alles sagte mir das Mädchen in fliegender Hast und in abgebrochenen Sätzen. Ihr selbst musste wohl schon der Gedanke gekommen sein, dass es ein verurthener Ort war, an dem sie sich befand, und als ich ihr dies wiederum bestätigte und die Frage an sie richtete, ob sie mir wohl vertrauen wolle, zögerte sie nicht einen Augenblick mir zu folgen.

Wir sandten ein Telegramm nach D . . , welches ihre Ankunft mit dem nächsten Zuge meldete, und der heisse Dank, mit dem sie von mir Abschied nahm, wird mir ewig unvergesslich bleiben.

Aus ihrer Unterhaltung ward mir nur allzuklar „wie es gemacht werden sollte“. Einen reichen „Bräutigam“ wollte man ihr verschaffen, herrlich und in Freuden sollte sie leben und so weiter. Ihre Verführerin war „Confectioneuse“ und nicht nur, dass sie selbst mit reichen „Bräutigams“ verkehrte, ihre Wohnung stand auch allen ihren Colleginnen frei, denen es zu einem tête à tête an einer Unterkunft fehlte.

Das alles konnte ich aus den Andeutungen entnehmen, die mein Schützling, ein keusches Mädchen von 16 Jahren mir in der kurzen Zeit die wir beisammen waren machte. Und trotz alledem war ihr in der Wohnung „ihrer Freundin“ keine Ahnung aufgestiegen, in welch einen Pfuhl sie gerathen war.

Man wird nicht fehl greifen, wenn man behauptet,

dass hier ein „Importhandel“ beabsichtigt war, den glücklicher Weise mein Eingreifen vereitelte.

Es ist wohl auch notorisch und bedarf des Beweises nicht, dass die ärgste Kuppelei, der ärgste Menschenhandel in Berlin von den Prostituirten selbst betrieben wird. Als kleinen Beleg dafür erzählte mir kürzlich ein Herr, dass ihn der Zufall in ein Haus der Wilhelmstrasse geführt habe, in dessen erster Etage eine etwas gealterte Hetäre ihr Geschäft treibt. Sie mochte wohl einsehen, dass ihren „Reizen“ jene Verführung nicht mehr möglich war, die sie gewerbsmässig besorgte und offerirte deshalb dem Herrn, in dem sie, seinem Alter und Auftreten nach, einen „Kenner“ vermuthete ohne Weiteres „ihre Schwester“, die sie allerdings unter 100 Mark nicht geben könne, da sie noch „frisch“ sei. Auf die Frage nach dem Alter erwiderte die Kupplerin: 14 Jahr!!

Je mehr die Familie von der Pest der Prostitution verseucht wird, desto flotter wird sich dieser Menschenhandel gestalten und wie weit es mit dieser Verseuchung in Berlin bereits gekommen sein mag, das nur zu vermuthen wagt man kaum.

Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist eine erschreckende und die Zahl derjenigen, die heimlich das Schandgewerbe treiben, vielleicht viermal so gross. Selbst der elegante Westen Berlins ist derartig verseucht, dass man beispielsweise in der unteren Potsdamerstrasse wenig Hinterhäuser finden mag, in denen unter dem Schleier der Nacht das schamlose Gewerbe nicht auf das flotteste betrieben wird. Wie mag es da erst in jenen Stadttheilen aussehen, in denen die „kleinen Leute“ wohnen?? —

So kann man mit Recht fragen, wie viele oder wie wenig noch es Häuser in Berlin geben mag, in denen die öffentlich und heimlich Prostituirten nicht Unterkunft finden.

Und wie, meint man, dass es in den Familien, die die Noth der Zeit oder was sonst dazu gebracht haben mag von der Kuppelei und Duldung zu leben, aussieht? Ist es zuviel gesagt, wenn man behauptet, dass alle die Kinder jener Eltern im höchsten Grade sittlich gefährdet sind? Sie sehen ja das Laster im eignen Hause ungenirt aus- und eingehen und glaubt man, dass es ihnen verheimlicht bleibt oder bleiben kann, was da geschieht? Nimmermehr! — Recht drastisch dafür ist die Antwort, die mir ein kleines Mädchen, das auf der Leipzigerstrasse Streichhölzchen feilbietet, auf meine Frage „was ihre Mutter denn treibe“, gab. Sie sagte „Mutter vermiethet an zwei Damen, die auf der Strasse gehen!“

Wie, lange noch und das Kind wird selbst „auf der Strasse gehen“, angehalten dazu von der eigenen Mutter, die das Laster jedenfalls als eine bessere Erwerbsquelle ansieht, als den Streichholzbettel! —

In der That, der unselige Gedanke die Prostitution durch Aufhebung der Bordelle zu bekämpfen, hat schreckliche Früchte getragen und die Verantwortung jener, die ihn anregten, ist eine schwere. Nicht nur die sittliche Gefahr, in der unausgesetzt tausende von Kindern schweben, fordert dringend, dass andre Wege eingeschlagen werden: in dem Bouquet, das dieser Saat entsprossen ist, ragt noch eine andere interessante Pflanze bemerkenswerth hervor, das Zuhälterthum!

Man hat in letzter Zeit in Berlin, damit begonnen dieser Species verkommener Subjecte, eine besondere

Aufmerksamkeit zu widmen, hat die verfügbaren Zellen der Gefängnisse mit ihnen gefüllt und beschossen, ihnen den Prozess wegen gewerbsmässiger Kuppelei zu machen. Man hat dabei in unserm Strafgesetz die interessante Lücke entdeckt, dass gegen die „verheiratheten“ Exemplare der Gattung nichts zu machen sein wird, da kein Gesetz dem Manne verbietet seine eigne Frau zu verkuppeln. Das ist um so interessanter als diese „Ehen“ aus keinem andern Grunde geschlossen werden, als dem, dem Auge des Gesetzes aus dem Wege zu gehen.

Wer sich den „Lude“ als ein heruntergekommenes Subject vorstellt, hat recht mit dieser Anschauung, wenn er die Verkommenheit auf die Moral beschränkt. Aeusserlich ist er in den nicht geübten Augen des Provinzlers Gentleman und zwar einer, der an Eleganz und Dandyhaftigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Wie „anständig“ ihr Geschäft lucrirt mag aus der Offerte erhellen, die eine noch ziemlich frische Dirne einem meiner Freunde, und zwar allen Ernstes machte. Sie bot ihm für den Gang zum Standesamt ein Fixum von 20 Mark per Tag. Das ist pro Jahr das nette Einkommen von Mark 7300 —, ein Einkommen, das auf ehrlichem Wege zu erlangen den meisten Menschen versagt bleibt.

Diese traurige Species Menschen ist geradezu gezüchtet worden, durch die verkehrte Massregel, die Bordelle aufzuheben. Wir erkennen gewiss an, dass der schmachvollen Bordellwirtschaft schrecklichsten Angeakens ein Ende bereitet werden musste aber war es nöthig, das Kind mit dem Bade auszuschütten? Gewiss nicht. Und was sich durch eine weise Beschränkung erzielen lässt, zeigt der weit bessere Zustand, in dem sich die sittlichen Verhältnisse Sachsens, das dem Bordell das Lebens-

licht noch nicht ausgeblasen hat, befinden. Einer neueren polizeilichen Verfügung zufolge dürfen in den Leipziger Bordellen weder Wein, Bier noch sonstige Getränke verzapft werden. Damit ist ein mächtiger Schritt gethan, die Gefährlichkeit der Bordellwirthschaft zu mildern und auf diesem Wege wird man zur Möglichkeit einer Besserung gelangen, denn das Eine sollte feststehen: Aus der Familie muss die Prostitution vertrieben werden und das — sobald als möglich!

VI.

Hier ist ein Garçonlogis zu vermiiethen.

Es gehört keineswegs zu den uninteressanten Studien, zu forschen, unter welchen Masken allen, die Prostitution ihr lichtscheues Gewerbe in der Reichshauptstadt zu treiben sucht. Zu den gewöhnlichsten gehört die „möblirte Wohnung“ und erfahrene „Wohnungssucher“ behaupten, dass in 50 von 100 Fällen, das kleine im Fenster hängende Schildchen, neben dem man vielfach eine üppige Schöne die Strasse beobachten sieht, als unschuldige Firma einer verschämten Dirnenwirthschaft gelten kann. Wer zu den Aufmerksamen gehört, wird an gewissen Stellen, die kleine Tafel nie verschwinden sehn und die Fähigkeit bewundern können, mit der das — möblirte Zimmer nicht vermiiethet wird.

Hie und da mag es der Sittenpolizei gelingen ein Nest aufzuheben und die ingeniösen „Vermietherinnen“ unter die Sitte zu bringen. Was aber ist damit erreicht? — Bei der Art und Weise wie man auf der einen Seite die Prostitution bekämpft, auf der anderen duldet, kann eine bessernde Wirkung nicht erzielt werden und es

ist darum nöthig radikale Massregeln zu ergreifen. In wie vielen Fällen hat die Staatsanwaltschaft nicht Anklagen wegen Kuppelei gegen die Hausbesitzer erhoben, in deren Gebäuden die Prostitution sich heimlich und so geschickt eingenistet, dass selbst letztere nicht die geringste Ahnung davon hatten und erst durch die Klage Kenntniss davon erhielten. Die Rechtssicherheit wird durch solche Anklagen nicht gerade erhöht, im Gegentheil, gefährdet.

Es liegt keine Consequenz darin, Einzelne der Kuppelei anzuklagen, denen sie wider Willen passirt und die ungeschoren zu lassen, die sie offenkundig treiben. Hier kann nur der Standpunkt „Entweder — oder!“ Hilfe bringen.

Immer und immer wieder müssen wir darauf zurück kommen, dass durch die Beseitigung der Bordelle die Prostitution in der Familie erst recht gezüchtet worden ist und wie es dadurch mit der Moral bergab geht, dafür mag ein weiteres kleines Geschichtchen sprechen, das unter dem Capitel „möblirte Zimmer“ den besten Platz findet.

Einer meiner Bekannten wohnte in der Kurfürstenstrasse bei einer Wittve K. . . . Er hatte eines Nachts eine Dirne auf sein Zimmer genommen und machte am Morgen die fatale Entdeckung, dass seine Wirthin, die erwähnte Wittve — eines kleinen Beamten, — den Vorgang bemerkt hatte.

Sie trat bei ihm ein und er machte sich darauf gefasst, heftige Vorwürfe zu hören, für die er bereits auf eine Entschuldigung sann und der er das Versprechen, es nicht wieder zu thun, entgegen zu setzen gedachte. Die brave Frau begann denn auch, ihm eine

Vorlesung zu halten, aus der indessen eine Verwahrung gegen diese Art der Benutzung ihrer Wohnung nicht hervorging. Dagegen machte sie ihn auf die Gefahren aufmerksam, die seine Gesundheit durch den Umgang mit Dirnen erleiden könne und empfahl ihm schliesslich — er könne ja das bequemer haben — die eigne, 16-jährige Tochter.

Die kleine moralische Geschichte ist damit indess noch nicht zu Ende. Mein Bekannter war über die seltsame Offerte so sehr erstaunt, dass er der Frau ein paar Worte erwiderte, die absolut zusammenhanglos waren und nichts weniger als eine Zustimmung enthielten. Wie gross aber war seine Ueberraschung, als er in nächster Nacht zu Hause kam und sich in der unerwarteten Gesellschaft der offerirten Tochter befand, die auch dann sein Zimmer noch nicht verliess, als ihre Mutter am Morgen den üblichen Kaffee brachte. Im Gegentheil, die gute Mutter brachte der braven Tochter den Kaffee gleich mit und bediente ihr gehorsames Kind.

Ist das nicht ein recht nettes Geschichtchen? —

VII.

Babylonisches aus der Coulissenwelt.

Die Kunst geht immer noch nach Brod, namentlich aber die „Künstlerinnen“, die singend, tanzend und deklamierend auf den weltbedeutenden Brettern sich bewegen. Gemeinhin gilt von ihnen das Wort, dass sie zumeist aus ihren Herzen keine Mördergrube machen, dass sie vielmehr zu haben sind und nur die Höhe des Preises das fragliche bei dem Handel sei. Es ist traurig, dass dies so ist, aber es ist so und darum wollen auch wir nicht unterlassen einige Streiflichter in die Welt der Coulissen und des Pappdeckel-Königthums fallen zu lassen, die beleuchten mögen, wie die Prostitution in jenen Instituten gezüchtet wird, die da das Volk „bilden“ sollen.

In seiner „Nana“ lässt Zola einen Theaterdirector, dessen Theater eben den Gegenstand der Unterhaltung bildet, das Gespräch mit den Worten unterbrechen: Sprechen Sie bitte nicht von meinem Theater, sondern von meinem Bordell! — Wir zweifeln ebensowenig daran, dass Zola diese frivole Geistreichelei aus der Wirklichkeit genommen hat, als daran, dass sein Modell eben-

sogut ein deutscher Theaterdirector oder Hoftheaterintendant sein konnte, wie ein französischer Bühnenleiter. Das Wort trifft den Nagel auf den Kopf, in der Regel aber tragen die eigenen Bemühungen dieser Herren das Meiste dazu bei, ihnen eine solche Selbst-Kritik zu gestatten.

— — — — —

Ihr armen Verblendeten, die ihr die Brust geschwellt von Idealen, die reine Flamme der Kunst im Herzen nährend, einem hohen und heiligen Ziele zuzustreben wähnt und nur zu bald erkennen müsst, dass der Weg zu flüchtigem Ruhm und zweifelhafter Ehre nur über eure eigne Ehre geht

Kommt so ein junges Ding mit vielem Wollen und wenig Talent, aber angezogen von dem Flittergolde, und berauscht von dem Beifall der Menge, den auch sie zu erringen hofft, zur Bühne, hat sie den seelenverkäuferischen Contract unterzeichnet, so wird es nur zu bald inne, dass die Gage im besten Falle ausreicht die Wohnung zu bezahlen. Wovon sie Garderobe, die sie heutzutage nöthiger braucht als sogenanntes Talent, wovon sie Essen und Trinken u. s. w. bestreiten soll, das mögen die Götter wissen. Aeussert sie ihre Zweifel dem Herrn Director, so fragt dieser sie ebenso erstaunt als naiv „ob sie denn keine Freunde habe?“ und ist sie hübsch, so ist er in der Regel nicht abgeneigt ihr ein „Freund“ zu sein. Man sagt sogarkaum zu viel, wenn man von einem „jus primae noctis“ der Herren Directoren ihren Novizen gegenüber spricht. Gelingt es der angehenden Künstlerin an der Scylla „Director“ vorbei zu kommen, so verschlingt sie um so sicherer die Charybdis „Regisseur“, hat sie aber das aussergewöhnliche Glück auch

der noch zu entfliehen, so muss sie schon ein doppeltes Sonntagskind sein, wenn sie dem Kapellmeister nicht erliegt. Je grösser die Theater, desto zahlreicher die Klippen und mit welchen Mitteln da gearbeitet wird, um so ein schutz- und hilfloses Ding in den Schlamm herabzuziehen, das spottet aller Beschreibung.

Wir kennen den Director eines Stadttheaters, der sich gegenwärtig auf einen etwas ruhigeren Posten zurückgezogen hat und wissen von ihm, dass er der „Widerspenstigen Zähmung“ einfach durch die Alternative bewirkte, sich seinen Wünschen zu fügen oder — entlassen zu werden. Doch nicht nur dieser rohe Weg führt diese Herrn zum Ziele, sie wissen recht gut, dass jedes Talent sich zu bethätigen strebt, dass es vernichtet wird, wenn ihm die Möglichkeit dazu genommen wird und insceniren nun ein Rollenvorenthalten, solange, bis das unglückliche Ding mürbe geworden ist. Und mehr noch, auch die „Presse“, deren manches Organ im Solde der Directoren und Intendanten steht, muss durch fortgesetztes Herabsetzen der Leistungen dazu dienen, die Novizen Thaliens willig zu machen. Es ist in der That recht herzlich überflüssig, dass wir diese Thatsachen noch durch das Aufzählen von „Fällen“ belegen. Sie sind so offenkundig, so selbstverständlich, so „modern“, dass der simpelste Comödiant dicke Bände mit diesem Schmutze füllen könnte.

Was will es selbst sagen, wenn sich eine Bühne fände, an der zufälliger Weise die Prostitution nicht gezüchtet wird — wir fürchten aber, man sucht selbst bei Tage und mit elektrischem Licht vergebens nach einer solchen — mit jeder Saison ist ein neues Engagement da und der Kampf um die Ehre beginnt von Neuem.

Und im Bunde dieser Minotauren stehen die Sorge und Noth ein Dasein zu fristen, das zwar von Aussen glänzen und gleissen mag, in Wirklichkeit aber nur das glänzendste Elend ist, über das hinwegzukommen man eben den Galgenhumor besitzen muss, mit dem ein gütiges Geschick zumeist „das Völkchen“ gesegnet, das „den Teufel“ nie spürt, „ob er es gleich beim Kragen hätte.“

Leider sind die eben gekennzeichneten Zustände das Aergste noch nicht was auf deutschen Bühnen geleistet wird. Sollen wir die zahlreichen Verurtheilungen deutscher Theaterdirectoren hier aufführen, die wegen Unzucht mit Kindern, welche zu Statistendiensten engagirt waren, erfolgten. Sollen wir erwähnen, dass hier die Verbrecher gegen § 175 des Reichs-Strafgesetzbuch, wir meinen die Anhänger der widernatürlichen Unzucht am zahlreichsten zu finden sind? — Wir wollen nur andeuten. In Künstlerkreisen nennt man eins unserer berühmtesten Ensemble nicht, ohne dabei einer Ensemblethätigkeit zu gedenken, die mit dem ebengenannten § 175 stark collidiren dürfte. Das raunt man sich aber beileibe nicht heimlich und leise zu, das sagt man so ungenirt, dass es jeder hören kann, der es hören mag.

Abhülfe gegen diese Zustände kann nur erfolgen, wenn sich die Besseren dieser Kreise zusammenschaaren und es selbst in die Hand nehmen diesen Augiasstall einmal gründlich zu säubern. Dem Gift muss ein starkes Gegengift entgegengesetzt werden. Ferner aber finden wir auch hier eine Lücke unserer Gesetzgebung. Schaffe man einen Paragraphen auch gegen diejenigen, die die Ahhängigkeit eines Menschen dazu benutzen ihre unsittlichen Dinge willig zu machen.

VIII.

Theater-, Musik- und Klavierlehrer.

Eine Unterredung.

Als einen weiteren Beleg der Versumpfung unserer Theaterzustände wollen wir an dieser Stelle eine Unterhaltung wiedergeben, die kürzlich mit einem unserer hervorragendsten Opernsänger stattfand. Er bestätigte lachend alles das, was wir aus eigenen Erfahrungen berichten konnten und fügte hinzu: „Was wollen Sie daran ändern? — Das war so, ist so und wird so sein — so lange es Bühnen giebt.“

„An den meisten mittleren und kleinen Bühnen,“ fuhr er fort, „zahlt man den Choristinnen eine wahre Bettelgage. Mir sind Contracte bekannt, die das Minimum von sage — 30 Mark gewähren, und das von Operettenbühnen, die ganz ausserordentliche Anforderungen an die Garderobe ihrer Mitglieder stellen. Von diesen, sagen wir 30, im besten Falle 60 Mark, hat so ein Mädchen für ihre Wäsche, und ich bitte immer zu bedenken — Theaterwäsche, die stets blendend und elegant sein soll, zu stellen, darunter Tricotstrümpfe aller möglichen Farben. Sie muss ein weisses Kleid besitzen,

Handschuhe, unter Umständen auch Hüte sich anschaffen — ich bemerke wieder: Hüte, die für die Bühne taugen und deren Farbe nach der Laune des Regisseurs sehr wechseln kann — Sie muss elegantes Schuhwerk, Strassenstiefeletten, durchbrochene Stiefeletten halten, von denen das Paar manchmal allein die ganze Monatsgage kostet. Und wo soll nun alles das andere herkommen, was der Mensch zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft gebraucht, Wohnung u. s. w.? — Und so hat Herr Spitzer in der That Recht, wenn er von den sich verheirathenden Theaterdamen spricht, dass sie sich in die Monogamie zurückziehen.

Und doch könnte man behaupten, dass die Choristinnen noch nicht am schlechtesten gestellt sind. Die kleinen Schauspielerinnen und Sängerinnen zweiten Grades, die eine Monatsgage von bis 100 Mark beziehen sind dadurch noch schlimmer daran, dass sie zu dem allen für die complete Garderobe — die wieder auf Eleganz Anspruch machen soll — selbst zu sorgen haben. Eine Ausnahme tritt nur bei Stücken ein, die eine besondere Ausstattung verlangen und das sind gerade nicht die häufigsten. Und diese Gage wird noch dadurch illusorisch, dass dem Belieben des Directors freisteht, Strafen aufzuerlegen, das heisst Gagenabzüge zu decretieren, die sich bis auf halbe Monatsbezüge erstrecken!!

Was also bleibt diesen allen übrig? — Nichts weiter als die heimliche Prostitution, zu denen ihnen die Wege recht offenherzig gewiesen werden.

Will so ein junges Ding dem Director widerstehen, so hat er tausend Mittel, schliesslich das der Strafe für Vergehen, und sind keine da — eh bien — so macht

man welche! Sie können sich nicht denken, welche Chikanen da alle möglich sind, die unbedingt zu Strafe führen und einem unschuldigen Mädchen steht keine der Colleginnen bei. Der Anblick einer solchen ist ihnen ja nur ein Vorwurf, den zu beseitigen, man alles anbietet.

Das Verhältniss wird schon durch den netten Ton des Directors eingeleitet, der alle seine weiblichen Mitglieder mit „Du“ anredet und nur die besseren Kräfte, an deren Bleiben dem Director gelegen ist, dürfen wagen, das „Du“ zu erwidern. Dazu kommt der Hinterden-coulissen-Ton, den die meisten pflegen, er lässt an offenster Gemeinheit und Rohheit nichts zu wünschen übrig!

Auch das Capitel „Regisseur“ dürfte sie interessieren. Er wie der Director erlauben sich jederzeit in die Garderoben der Damen einzutreten, gleichviel ob er sie in geradezu paradiesischem Zustande trifft oder nicht, der letztere ist ihnen vielleicht gerade der liebste. Und was muss solch' jungem Dinge nicht alles „gelernt“ werden. Liebevoll zeigt ihm der Herr Regisseur, wie man — Trikots anzieht und — die Scham verbirgt, die diese feinen Gewebe kaum verhüllen.

Wenn Sie Director und Regisseur „Scylla und Charybdis“ nennen, so stimme ich Ihnen bei, aber so zwei classische Ungethüme mögen vor 2000 Jahren für ein ganzes Meer ausgereicht haben, gegenüber den Klippen des modernen Bühnenlebens sind sie nichts.

Da ist zum Beispiel ja auch der „einflussreiche Kritiker“, der nie versäumt hinter den Coulissen zu erscheinen und sich gelegentlich seine Kunst in naturalibus bezahlen lässt. Zu diesem Zwecke regulirt er seine Sprechstunden nach der Dämmerung. Gott, ich könnte ihnen da so manchen Namen nennen, dessen Träger

einen Jahrgang repräsentirt, wie ihn wenige Weinkarten kennen.

Da ist der Kapellmeister. Vom Dirigentenpult aus gesehen der liebenswürdigste Mann. Wie aber ändert sich sein Wesen, wenn er die Bühne betritt. „Lore“, herrscht er so eine Unglückliche, auf die er es abgesehen, an, wenn Du dein Reibeisen — das soll die Stimme sein — nicht zu einem Fis bringen kannst, so werde ich dir die Flötentöne einmal ganz gehörig beibringen.

. . . Ich könnte ihnen noch ganz andere Ergüsse melden, doch Sie werden an dem Einen genug haben. Aber merkwürdig, gerade dem Kapellmeister fallen die Eroberungen am leichtesten. Während die Mädchen sich allen anderen vielfach gezwungen und mit Widerwillen hingeben, hat er Aussicht auf Freiwilligkeit. Mag es daran liegen, dass keine Einwirkung auf das höchste Geschlechtscentrum eine so intensive ist, wie die der Musik, deren Jünger er ist. Das bringt mich übrigens zu einem Kapitel, dem Sie ebenfalls ihre Aufmerksamkeit widmen werden — auf den Klavierlehrer! —

Keinem ist die Verführung junger Mädchen so leicht gemacht als diesem. Da strömt nicht nur das Vierhändigspielen eine eigne Magik auf das erregte Gemüth des Mädchens aus, auch die Berührungen, die er sich zu pädagogischen Zwecken erlauben darf, die Hand, Brust, Schenkel, Füße, alles soll in gehöriger Stellung sein und endlich die Theorie. Er sagt ihr bei der herrlichen F-Sonate von Beethoven, das Thema erklärend, beispielsweise wie im Anfang das männliche und weibliche Element sich zu widerstreben scheinen, wie das erstere eindringlicher, das letztere neckischer wird, bis sich beide am Ende im mächtigen, gewaltigen Forte ver-

einigen. Das Weitere findet sich meist ausserhalb der Clavierstunde. Ich kann Ihnen einen Collegen vorstellen, der sich rühmt, dass keine seiner Schülerinnen, die er im Gesang unterrichtete, ihm widerstanden habe und dabei überwache ihn seine Frau recht eifersüchtig! Und ob jung, ob alt, der Klavierlehrer ist so der Typus, für den ein junges Mädchen zuerst schwärmt. Betritt es dann als blühende Jungfrau das Conservatorium, dann hat sie denselben Typus mit dem langen Haar in ihren Collegen und beendet sie ihre Studien bei dem „anerkannten Meister“, dessen gewichtiges Wort ihr Empfehlung bei Concertdirectionen sein soll, dann ist sie schliesslich „geschult“ genug, um auch diesem zu Willen zu sein. Man erzählt sich da sonderbare Geschichten von einigen unserer ersten Grössen, besonders aber von einer, sagen wir — bildhässlichen, sonderbare Geschichten, die ebenso wahr als unbegreiflich erscheinen. In der That! Die heilige Cäcilie sollte man eifersüchtiger überwachen als manches, was der Schmutz erzeugt.“

Was meint Ihr dazu? —

IX.

Das Laster überall.

Wir haben im Vorhergehenden einen kleinen Streifzug, auf ein Gebiet unternommen, das man bisher, wenigstens öffentlich nicht, zu jenen zählte, die der Sittenlosigkeit unserer Zeit verfallen sind. Wohin aber soll man blicken, um dem schamlosesten, entwürdigendsten aller Gewerbe nicht zu begegnen? Fast giebt es keinen Ort mehr, den die moderne Pest verschont hätte, in allen Kreisen, allen Ständen ist es faul, das unterscheidende ist nur der Preis, der gefordert und gezahlt wird. Und während man den Bettel und das Elend von der Strasse jagt, um sich einreden zu können, es sei ja gar so schlimm noch nicht bei uns, lässt man das geschminkte Elend offen einherstolziren, sodass, wenn die Strassen der Hauptstadt in einem Meer von Gaslicht strahlen, die Dirnen sie zu überfüllern beginnen, die frech und herausfordernd alle Vorübergehenden mustern und belästigen. Damit ist es glücklich so weit gekommen, dass selbst anständige Frauen und Mädchen, die schutzlos die Strassen zu passiren gezwungen sind,

von dem immer mehr durch diese Zustände verrohenden Pflastertreterthum sich in der schamlosesten Weise belästigen zu lassen. Man hat sich ja schon längst daran gewöhnt, in jedem Weib, dem man am Abend auf der Strasse begegnet, und das nicht durch Alter und Hässlichkeit einen Freischein besitzt, eine Dirne zu erblicken, es als sein gutes Recht zu betrachten, ihr in den Weg treten zu dürfen.

Und auf der andern Seite?

Die zarte Rücksicht, dass kleine Blumenmädchen durch den Strassenhandel in ihrer Sittlichkeit gefährdet werden könnten, denn die duftigen Kinder Floras werden in Berlin nur von den ältesten Greisen beiderlei Geschlechts feilgeboten, die zarte Rücksicht ferner, dass der Strassenverkauf der Abendblätter, so wie er in den Weltstädten sich vollzieht, die Ruhe der Residenz stört. Wie manche arme Familie könnte sich da einen Nebenwerb schaffen, der ihr den ehrlichen Wandel ermöglicht, aber — die Dirne allein hat das Recht, sich auf der Strasse feilzubieten. Es ist schwer, darüber keine Satyre zu schreiben.

Und wie herrlich weit haben es die Berliner Nachtcafés gebracht? Ausser „Café Bauer“ und „Café Kaiserhof“ giebt es fast keins, in das ein anständiger Mann seine Familie am Abend, wenn die Theater und Concerte vorüber sind, führen könnte — überall dominirt das Laster und zwar in einer so rohen und ungeschminkten Weise, dass man selbst Prügeleien in diesen mit dem raffinirtesten Luxus ausgestatteten Räumen erleben kann.

Wie weit dieser Terrorismus des Lasters geht, da-

für erhielt ich kürzlich einen recht interessanten Beleg. Ein in der Leipziger Strasse jüngst entstandenes Café I. Ranges (!) versuchte die Dirnen sich vom Halse zu halten. Der Inhaber machte dabei aber so schlechte Geschäfte, dass er den eignen Ruin vor Augen sah. Als ich kurze Zeit darauf wieder einmal dort eintrat, machten sich die Freudmädchen auch hier genau so breit wie anderswo und als ich den Oberkellner darüber interpellirte, gab er mir die Erklärung dafür.

Ist das nicht ein hübsches Zeichen unserer Zeit?

Aber — den Schein muss man wahren! — In den meisten Cafés gestattet man den Damen nicht, sie allein zu betreten, sie müssen in Herrenbegleitung erscheinen. Das heisst — ihre Zuhälter müssen mitkommen, und die nehmen dann auch alles ins Schlepptau, was in die Caféhäfen einzulaufen trachtet.

Das sind die Früchte, die das Hinwegreglementiren der Bordelle in Preussen gezeitigt haben.

Wir wollen darum der Bordellwirthschaft schrecklichen Angedenkens das Wort nicht reden, aber es darf doch nicht verkannt werden, dass durch die Bordelle das Laster gewissermassen lokalisiert wurde und man der Lotterei auch durch ein weniger radikales Mittel hätte begegnen können, statt aus dem Regen unter die Traufe zu gerathen und die Pest in die Familie hineinzutreiben.

Wir haben schon einmal in dieser Beziehung auf Leipzig verwiesen. Dort hat man die Bordelle eingeschränkt und zugleich beschränkt. Man hat ferner erzielt, dass mit eintretender Dunkelheit notorische Dirnen bei Gefahr der sofortigen Sistirung die Strasse nicht betreten dürfen. Dass dennoch Frauenzimmer sich umhertreiben mögen, wollen wir nicht bestreiten, indessen sie

hüllen sich wenigstens in den von der Polizei verlangten Mantel der Ehrbarkeit, da sie sonst ebenfalls Arretur gewärtigen müssen. Je mehr man den Damen ihr Gewerbe sauer macht, desto mehr wird es auch beschränkt werden.

X.

Was thun?

Es herrscht überall, wo ein offener Blick für die Schäden unserer Zeit vorhanden ist, kein Zweifel darüber, dass die Zustände, wie sie sich bei uns herausgebildet haben und von denen wir nur einen schwachen Abglanz zu geben im Stande waren, nicht länger so bleiben dürfen. Und dort, überall wo man diese Zustände einer Kritik unterwirft, ist das Resultat am Ende ein Achselzucken. So lange, sagt man, die gegenwärtig massgebenden Personen an der Spitze stehen wird eine Aenderung nicht zu erwarten sein, vielleicht wird es — einst besser werden.

Nichts ist unglücklicher als auf dieses fata morgana-hafte „Einst“ zu warten. Der Unwille über diese Zustände muss sich so laut und kräftig, so fortgesetzt und allenthalben äussern, dass auch unsere leitenden Kreise dieser brennendsten aller Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Aber auch darauf hat die Oeffentlichkeit zu sehen, dass nicht wieder etwas Halbes geschehe, nicht eine Verkleisterung und Vertuschung eintrete, sondern,

dass gründliche Massregeln ergriffen werden, die eine Besserung versprechen.

Und nicht Gesetzgebung und Polizei allein können hier die Faktoren sein, mit denen zu rechnen ist. Vor allem muss aus der Gesellschaft selbst heraus eine That erwartet werden und wir wollen mit unserer Anschauung darüber nicht zurückhalten, was wir erwarten.

Die Schwierigkeit einer Lösung der Frage liegt in dem Umstande, dass in tausend Fällen neunhundertneunundneunzig vertuscht und verschwiegen werden.

Ein ihrer Ehre gewaltsam beraubtes Mädchen, eine mit allen Künsten der Verführung zu Fall gebrachte würde sich selbst vernichten, wenn sie zur öffentlichen Anklägerin würde. Ebenso hilflos aber ist die Gefallene, die zu ehrlichem Wandel zurückzukehren den aufrichtigsten Wunsch hegt. Wie der eine, in Unerfahrenheit oder Leichtsinne gethane „Schritt vom Wege“ zu dem entsetzlichsten und unabwendbaren Verhängniss wird und von Laster zu Laster, von Verbrechen zu Verbrechen treibt, so hier. Sag dass du gefallen bist — das wie und warum ist gleichgültig — man wird dich nicht bedauern, aber man wird dich noch mehr verfolgen.

Wollen wir, dass die Lüge vom Zeitalter der Humanität endlich Wahrheit werde, so müssen wir selbstlos werden können, in den Gefallenen nicht Verworfenen, sondern Unglückliche sehen und denen am meisten Theilnahme zeigen und Hilfe bringen, die am tiefsten gesunken sind.

Darum — alle die ihr ein Herz habt für das Unglück — schaaft euch zusammen, gründet eine grosse über das ganze Deutschland sich ausdehnende und wie ein Netz überspannende Schutzgenossenschaft, stellt an-

erkannte, warm führende Ehrenmänner an die Spitze, denen das Unglück ihrer Mitmenschen heilig ist wie das Beichtgeheimniss, die im Stande sind sich das Vertrauen aller jener zu erwerben, die der Schlamm zu verschlingen droht.

Zunächst sollte in jeder Grossstadt ein Actionscomité dieser Schutzgenossenschaft zusammentreten, einen Vertrauensmann an seine Spitze stellen, nicht aber mit der Aufgabe das Unrecht zu verfolgen, sondern gut zu machen, was gut zu machen ist. Mehr als Polizei und Staatsanwalt wird dieser Mann zur Bekämpfung der Prostitution thun können, wenn es in das Bewusstsein des Volkes dringt, dass hier Hilfe zu erwarten ist.

Es ist selbstverständlich, dass vor allem auch der edlen Frau ein weites Feld segensreicher Thätigkeit winkt. Es wird genug der Fälle geben, in denen ein Weib nur dem Weibe sein Elend anzuvertrauen vermag und hier wird sie in diesem Comité ihren Platz finden.

Aber eins ist nöthig. Wählt diese eure Vertrauensmänner nicht mit Rücksicht auf die bevorzugte Stellung, die sie in der Gesellschaft vielleicht einnehmen, sondern wählt die, die ein Herz für ihre Mitmenschn haben, es ist gleich, ob es unter der Uniform und dem seidenen Kleid, oder unter der Blouse und dem Kattun schlägt. Der Arme hat für den Reichen nicht immer das meiste Vertrauen, darum muss auch die Bewegung aus dem Volke heraus kommen, wenn sie wahren Nutzen stiften soll.

Mit dieser Anschauung stehen wir durchaus nicht allein. Pastor F. Pfeiffer kommt in dem von ihm den Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ in den „Fliegen-

den Blättern“ des Hamburger Rauhen Hauses gewidmeten Artikel zu dergleichen Anschauung, er sagt:

„Die Pall Mall Gazette ist wegen der Veröffentlichung ihrer Enthüllungen „The Maiden Tribute of Modern Babylon“ von vielen Seiten scharf getadelt worden, am meisten jedenfalls von Seiten derer, die ein Interesse an der Geheimhaltung hatten. Gewiss muss man es tadeln, wenn mit diesen Enthüllungen Missbrauch getrieben wurde, wenn sie Kindern in die Hände gegeben, mit Illustrationen versehen, zur Erregung, anstatt zur Abschreckung der Lust gebraucht wurden. Doch ist der Koth, durch welchen diese Enthüllungen den Leser führen, so widerlich, dass nur ein schon durch und durch beschmutztes Gemüth dadurch angelockt, jedes andere nur mit Ekel und Abscheu angefüllt werden kann. Und kann nicht eine Wunde des öffentlichen Lebens — denn es handelt sich nicht um ein hier und dort auftretendes, sondern weithin durch alle Volksschichten verbreitetes Laster — nur durch Veröffentlichung blossgelegt und nur durch Blosslegung geheilt werden? Gegen eine Gefahr, die das ganze Volk bedroht, muss das ganze Volk aufgerufen werden. Das Publikum glaubt nicht daran, wenn es ihm nicht an der Hand von Thatsachen vorgezeigt wird. Die Polizei weiss schon lange davon, aber hat zum Theil keine Lust, zum Theil kein Recht, zum Theil keine Macht, dagegen einzuschreiten. Das Gesetz lässt der Sünde viel zu weiten Spielraum und ist deshalb völlig ungenügend, der Noth zu steuern. Die Vereine, die Pastoren, die Menschenfreunde, welche das Laster bekämpfen, können nur in einzelnen Fällen helfen, finden auch zu wenig Unterstützung, um energisch helfen zu können. Darum muss das Publikum aus dem Schlaf erweckt, vor die nackten unumstößlichen Thatsachen hingestellt, mit Entrüstung, mit Abscheu, mit heiligem Zorn erfüllt, und so zur Hülfe aufgeboten werden.“

Wir stimmen dem Herrn Pastor auch darin bei, dass die wenigen Kräfte, die sich bis jetzt es angelegen sein liessen dem Uebel zu steuern nicht ausreichen. Es giebt zwar genug der Vereine, die da den edlen Zweck verfolgen, das Elend ihrer Mitmenschen zu mildern. Leider ist nicht der volle Glaube daran vorhanden, dass

die an der Spitze stehenden vom Wort des Heiland, ihre Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, geleitet werden. Es gehört heutzutage wie so manche Lüge zum guten Ton in einer Anzahl Comités zum Besten der leitenden Menschheit zu wirken, man fühlt aber dieses Wirken mehr als unangenehme Pflicht, denn als ein wahres Herzensbedürfniss und so sind denn die Leistungen auch darnach. Es genügt, dass der Jahresbericht die „edle Thätigkeit“ mit lauten Worten preisst, man findet ja auch schliesslich die Menschen, denen geholfen werden kann, hat man aber das Pensum absolvirt, so erfolgt der Schluss der Vorstellung, unbekümmert darum, ob man den Dürftigen gekleidet oder dem Heuchler gegeben, unbekümmert darum, was aus denen wird, die man abweist. Sie sind zu spät gekommen und allen kann man ja nicht helfen! —

Und gleiche Heuchelei wird heutzutage „um Christiwillen“ viel geübt. Die da ihren Hunger zu stillen suchen, weisst man auf die Kraft des Gesetzes hin und giebt ihnen so — Steine statt Brod. Die „Wohlthätigkeitsvereine“ um einen solchen zu vermehren soll man unterlassen. Sie stiften am Ende mehr Unheil als Nutzen, sie verbittern das Unglück noch mehr, durch die Art und Weise, wie sie „helfen“. Darum, soll aus der Initiative der Gesellschaft heraus etwas erstehen, so lasse man „die Gesellschaft“ bei Seite und rufe das Volk auf, ihm hat die „Noth der Zeit“ das Mitgefühl für fremdes Weh und Leid noch immer wach erhalten.

Noch eins! Wir wollen im Vorhergenannten durchaus nicht erschöpfend darüber berichtet haben, was „aus dem Volk heraus“ geschehen kann, wollen nur anregen und den Wunsch aussprechen, dass die Presse den Vor-

schlag zur Discussion stellt. Geschieht das, so ist auch die Hoffnung vorhanden, dass es gelingt, etwas Tüchtiges zu schaffen. Wir wollen darum auch noch kurz andeuten, welche Mittel unserer Ansicht nach zu gewinnen wären, um der Sache zu dienen.

Einmal kann durch freiwillige, ausserordentliche Mitgliederbeiträge ein Fonds geschaffen werden, dann liessen sich durch Einrichtung permanenter Verkaufsstellen aller Erzeugnisse der weiblichen Handarbeit die Unterstützung pflegen und schliesslich wird für so unendlich viele Zweke Lotterie gespielt, dass es gar nicht darauf ankommen kann, die Spielgelegenheiten um eine zu vermehren. Vor allem, bleibt für die Sache das Interesse des gesammten Volkes wach, so ist nicht daran zu zweifeln, dass auch das nothwendige Geld sich erlangen lässt.

XI.

Ein weiterer Schritt.

Eine weitere Gesundung der Verhältnisse erwarten wir von den Entschlüssen der Verwaltung die private Sittenlosigkeit nicht mehr durch Stellung unter die Sitte zu sanktioniren. Heraus aus der Familie mit der Prostitution, für die wir Bordelle verlangen!

Nicht aber das Bordell, wie es bisher war. Nicht Bordellbesitzer, die am Ende aus Geschäftsinteresse Sklavenhändler werden und werden müssen, nicht Bordellwirthe, denen man das Unglück und Laster zur willenslosen Ausbeutung preisgiebt, sondern wenn es sein muss, Gemeindebordelle, die in schärfster Controlle stehen.

Subjecte, die einen Prozentsatz des Reingewinnes von Freudenhäusern zugesichert erhalten, werden sich genug finden der Gemeinde die unangenehme Pflicht abzunehmen einen Bordellbeamten anzustellen. Man lege diese Häuser ausserhalb der Peripherie der Stadt und richte nicht mehr ein, als das nothwendige Uebel fordert.

Man Sorge ferner dafür, dass kein Geschlechtskranker diese Häuser betrete, das heisst man führe analog den Antwerpener Bordells eine Untersuchung bei Betreten ein, die ein mit den in Frage kommenden Krankheiten Vertrauter — es ist nicht nothwendig, dass ein Arzt dies thut — vollzieht. Das kann geschehen, ohne dass ein gegenseitiges Sehen des Untersuchenden und Untersuchten stattfindet. Man wird dadurch gleichzeitig gegen das Ueberhandnehmen der Syphilis ein wirksames Mittel erhalten.

Die Preise des Hauses regulire man nach einer Taxe und die Erträgnisse verwende man zum Theil zur Deckung der Unkosten und Unterhaltung, einen Theil ihres Verdienstes händige man den Dirnen zur Bestreitung ihres nothwendigen Bedarfes aus. Man verpöne ebenso den Luxus und die Wucherei, die jetzt von den Bordellwirthen gegen ihre „Waare“ geübt wird. Endlich aber lege man einen Theil des Erwerbes einer jeden Dirne zinstragend an, sodass, wenn sie den Weg der Schande verlassen will, nicht hilflos ist, sondern die Möglichkeit erhält, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen.

Mit einem Wort, die Millionen und aber Millionen, die gegenwärtig die Schande und ihre Aussauger verschlingen, mache man nutzbar zur Unterdrückung und Milderung dieses Elendes selbst.

Man wende nicht ein, der Staat oder die Gemeinde könne sich aus moralischen Pflichten nicht in solchen Handel einlassen. Ebensogut als man jetzt mit einem geschlossenen und einem halboffenen Auge die Schande halb sanktionirt, halb zu unterdrücken sucht, ebensogut kann der Staat beide Augen recht weit aufmachen und

festen Blickes an die Beseitigung der Schäden herantreten.

Für Staat und Gemeinde giebt es keine grössere Moral, als die, allenthalben geordnete Zustände herbeizuführen und jedenfalls ist dies der allgemeinen Moral dienlicher, als das „Laissez faire“, mit dem zu brechen man sich der Prostitution gegenüber aus „moralischen Bedenken“ scheut.

Die Prostitution muss aus der Familie heraus! Um der Sittenpolizei ein wirksames Mittel an die Hand zu geben, dazu beizutragen, empfehlen wir, ihr das Recht zu ertheilen, jedes ausserhalb der Bordelle gewerbmässige Unzucht treibende Frauenzimmer nach einer entsprechenden Verwarnung im Wiederholungsfall in ein Bordell oder sonst eine Anstalt stecken zu können. Ebenso wie man Irrsinnige einsperrt und Verbrecher gefangen hält, liegt das Recht der Gesellschaft, Dirnen von sich auszuschliessen und als Unfreie zu behandeln, klar zu Tage.

Ferner aber dulde man dieses Schandbare, volksvergiftende Strassentreiben dieser Dirnen nicht länger und gestatte auch den Bordelldirnen nicht, Strassen und Schankhäuser nach eingetretener Dunkelheit aufzusuchen. Die jetzt herrschende Meinung, jedes Weib, das am Abend oder in der Nacht auf der Strasse zu finden ist, sei eine Dirne, muss in das Gegentheil umschlagen, dann wird auch die Achtung des schutzlosen Weibes wieder in allgemeinerer Weise Ausdruck erhalten.

Wir wollen auch hier nicht die Meinung aufkommen lassen, dass der von uns vorgeschlagene Weg der allein-seligmachende sei, wir wollen nur die Denkkraft unserer

Mitbürger angeregt haben, sie einem Gegenstande zuzuwenden, der der schärfsten Beachtung dringend bedürftig ist. Darüber ist wohl kein Zweifel, dass mit dem alten Schlendrian ganz gründlich gebrochen werden muss und bald gebrochen werden muss, wenn man nicht will, dass das Unheil noch grösser werde.

XII.

Das Sittlichkeitsattentat.

Wir wollen die Feder nicht aus der Hand legen, ohne auf eine Gefahr hingewiesen zu haben, die in einer Bewegung gegen die Sittenlosigkeit unserer Zeit liegt. Auf Seite 18 deuteten wir bereits an, dass auch dem Manne ein Schutz zur Seite stehen muss, der Schutz vor dem Sittlichkeitsattentat.

Wer kennt nicht den erschütternden Karlsruher Fall, in dem ein elfjähriges Mädchen, das mit einem Schulknaben Unzucht getrieben, sich Verletzungen dabei zugezogen, und als diese von den Eltern entdeckt, einen armen Musikanten als den Thäter denuncierte. Auf die Aussage dieser Elfjährigen hin wurde der Mann zu mehrjährigem Zuchthaus verurtheilt. Später, als der Confirmationsunterricht dem Kinde ihre Frevelthat zum Bewusstsein brachte, als ihr die Reue kam, gestand sie die falsche Angabe ein, die nicht nur für den einen Menschen — für eine ganze, ihres Ernährers beraubte Familie — so verhängnissvoll wurde. Man forschte nach dem unschuldig Verurtheilten, dem Opfer einer vorschnellen

Justiz, aber man fand ihn nicht mehr. Der Tod hatte nach zweijähriger Zuchthausstrafe den Aermsten von seinen Leiden erlöst. —

Der Fall steht nicht allein, und — da Irren menschlich ist, wird er leider Gottes wohl auch nicht der letzte bleiben — aber er sollte doch laut predigen, dass das vielfach gewerbsmässige Verurtheilen unserer Richter, die Bereitwilligkeit unserer Staatsanwälte, gerade den Sittenverbrechen — und darunter fallen auch die ange-dichteten — gegenüber von den entsetzlichsten Folgen für die Sicherheit der ganzen Gesellschaft werden kann.

Es muss gesagt werden: Nichts ist leichter als heutzutage selbst den Höchstgestellten durch ein Sittlichkeits-attentat zu vernichten. Dazu gehört weiter nichts als ein schurkisches Frauenzimmer und ein Beobachten der Gewohnheiten des auserwählten Opfers.

Wenn man überall Sittlichkeitsverbrecher sucht — und die Bewegung könnte das herbeiführen — so droht uns ein Gespenst, wie es schrecklicher nicht zu denken ist.

Was nützt doch heutzutage einem, der unter irgend einem Verdachte in Untersuchung ist, die Versicherung seiner Unschuld? Gerade diese, jedem unschuldig Angeklagten natürlichste Entgegnung, verlacht man am meisten, denn das hat man ja in den Gefängnissen und Strafhäusern genugsam gehört, dass alle dort Verwahrten nach ihrer Ueberzeugung oder Aussage unschuldig sind. Eben so natürlich wie es deshalb dem Unschuldigen ist, seine Unschuld zu betheuern, eben so natürlich ist es dem Richter, das als Phrase zu nehmen.

Und was anders soll ein Mann, dem man, Zeit und Umstände gut gewählt, eine Sittenverletzung vorwirft,

zu der am Ende zwei Minuten kaum erforderlich sind — was anders kann er thun als seine Unschuld betheuern?

Einem im vorigen Jahr verstorbenen Reichstagsabgeordneten verdanke ich die Mittheilung, dass einer seiner nun ebenfalls verstorbenen Collegen auf die brutalste Weise durch ein „Sittlichkeitsattentat“ bedroht wurde. Er zog es vor den Erpresser abzufinden als es auf die unsicheren Chancen einer gerichtlichen Untersuchung ankommen zu lassen. Das ist doch wohl sehr lehrreich für diese Sache!

Denen, die da meinen eine solche Furcht sei übertrieben empfehle ich nichts weiter, als ihre Person in dieser Lage zu denken. Der Denunciant, das wird ihnen zweifellos sein, ist bei unseren gegenwärtigen Verhältnissen immer im Vortheil, denn keinen Verdacht hält man — selbst bei dem frömmsten Manne — für begründeter als den, gegen das Sittengesetz verstossen zu haben.

Darum ist es nothwendig, dass man den Feldzug gegen die Sittenlosigkeit von unten anfängt. Schaffen wir Einrichtungen, die zunächst die Prostitution aus der Familie treiben und fangen wir dann mit der Säuberung derselben aus der Familie an. Im anderen Falle könnten Dinge geschehen, die um so grauenhafter sind, als die Entschädigung unschuldig Verurtheilter immer und immer noch zu den frommen Wünschen des deutschen Volkes gehört.

Zum Schluss.

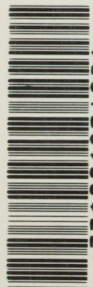
Es war eine unangenehme Pflicht, die wir in den vorstehenden Darlegungen zu erfüllen, Veranlassung nahmen aber doch eine Pflicht, die nicht länger ungeschehen bleiben durfte. Der Stein ist in das Rollen gebracht. An allen denen, die da berufen und auserwählt, liegt es nun, ihn im Laufe zu erhalten, bis er das Ziel erreicht. Wir bitten unsere Leser, die mit uns der Ueberzeugung sind, dass jede weitere Lässigkeit das Uebel der Prostitution und der Sittenlosigkeit nur vergewissern muss und halbe Massregeln schlechter als gar keine sind, auch ihres Theils der Sache ihre Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Der angeregte Kampf darf nicht einschlafen! Dazu ist es vielleicht nöthig, noch mehr Fälle und besonders charakteristische Fälle zu sammeln, um sie der Körperschaft, die am ersten das Bedürfniss empfindet, an die schmutzigen Zustände festen Blickes heranzutreten, als schätzenswerthes Material zur Verfügung zu stellen. Wir bitten deshalb alle die, zu deren Kenntniss gut verbürgte Thatsachen gekommen sind, sie aufzuschreiben, und der Verlagshandlung von Reinhold Werther in Leipzig, 23, Königsstrasse einzusenden. Sie werden auf diesem Wege in unsere Hände gelangen und vielleicht in der gemeinsam erstrebten Sache gute Früchte tragen.

Schmiedet das Eisen, so lange es warm ist!

Druck von W. Schwardt & Co. (H. Hallberg), Leipzig.

LBMV Schwerin 33



33\$001234951



Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1867486482/phys_0067

Mecklenburg
Vorpommern



Demnächst erscheint im gleichen Verlage:

Martin Hildebrandt

GESCHICHTEN AUS DEM ELEND

Preis 1 Mark

Ist es nöthig, dem Titel dieses Buches ein Wort hinzuzufügen? Wir glauben nicht. Aber das glauben wir, dass es Tausende erschüttern und Tausenden die Frage aufdrängen wird, wie die grosse Schuld, die ein papierenes Recht und die Lüge von der Humanität unserer Civilisation auferlegt, jemals sich sühnen lässt.

Nicht gedankenlose Unterhaltung wollen die „Geschichten aus dem Elend“ bieten, noch viel weniger können sie eine erspriessliche Lectüre für den „höheren Backfisch“ bilden. Mit Noth und Mühsal beginnend und in der Tragik des Kerkers endigend, zeigen sie ein strenges Gesicht, wie das Lesen selber, und predigen in Flammenworten Einkehr und Umkehr dem verkommenen Jahrhundert!



W. Schwardt & Co. (H. Hallberg) Leipzig.



X.

Was thun?

...all, wo ein offener Blick für die
...vorhanden ist, kein Zweifel dar-
...nde, wie sie sich bei uns heraus-
...on denen wir nur einen schwachen
...m Stande waren, nicht länger so
...dort, überall wo man diese Zu-
...nterwirft, ist das Resultat am Ende
...o lange, sagt man, die gegenwärtig
...en an der Spitze stehen wird eine
...erwarten sein, vielleicht wird es —

...klicher als auf dieses fata morgana-
...ten. Der Unwille über diese Zu-
...aut und kräftig, so fortgesetzt und
...dass auch unsere leitenden Kreise
...aller Fragen ihre Aufmerksamkeit
...h darauf hat die Oeffentlichkeit zu
...der etwas Halbes geschehe, nicht
...nd Vertuschung eintrete, sondern,

4*